

GOETHE- JAHRBUCH

2021

Band 138



Wallstein

Goethe-Jahrbuch 2021
Band 138

Goethe-Jahrbuch

*Im Auftrag
des Vorstands der Goethe-Gesellschaft
herausgegeben von
Frieder von Ammon, Jochen Golz,
Stefan Matuschek und Edith Zehm*

138. Band
der Gesamtfolge
2021



WALLSTEIN VERLAG

Redaktion: Dr. Petra Oberhauser

Mit 26 Abbildungen

Gedruckt mit Unterstützung der Thüringer Staatskanzlei,
Abteilung Kunst und Kultur



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2022
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Sabon

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf – © SG-Image
unter Verwendung des Goethe-Porträts von Friedrich Dürck nach Joseph Carl Stieler
(Klassik Stiftung Weimar, Museen, GGe/00439)

ISBN (Print) 978-3-8353-5215-5
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4898-1
ISSN 0323-4207

Inhalt

- 11 Vorwort
- 13 Dank an die Jahrbuch-Paten
- 17 Beiträge anlässlich der 87. Hauptversammlung
- 17 Stefan Matuschek
Goethe im Streit
- 30 Norbert Christian Wolf
*Kriegsführung – Anonymität – Autonomie. Die Polemik der »Xenien« im
Strukturwandel des literarischen Feldes*
- 46 Michael Jaeger
»Des Menschegeistes Meisterstück« – Fausts moderne Ökonomie
- 60 W. Daniel Wilson
*Der Dichter und der Brandstifter. Goethes Unterstützung des Judenfeinds
Jacob Friedrich Fries und die Gegenstimmen*
- 73 Karl-Josef Kuschel
*Goethe und der Islam. Die bleibende Herausforderung eines Klassikers für
den interreligiösen Dialog heute*
- 85 Abhandlungen
- 85 Terence James Reed
*Muttermord und Schwangerschaft – und andere Probleme Goethes bei der
Komposition von »Faust I«*
- 92 Burkhard Stauber
Die Vertonung zweier Gretchenlieder Goethes durch Wilhelm Schneider
- 114 Jan Kerkmann
*Gott-Natur oder Objektivation des Willens? Anmerkungen zum naturphilo-
sophischen Dialog zwischen Goethe und Schopenhauer*
- 123 Kai Sina
*Morphologie im Mittleren Westen. Saul Bellow, Goethe und die Literatur der
offenen Gesellschaft*

- 140 Stefan Matuschek
Die Ironie des Klassik-Kults. Zur deutsch-deutschen Goethe-Politik der 1970er-Jahre
- 155 *Goethe philologisch. Neue (und ältere) Projekte*
- 155 Bastian Röther
»Sie erinnern sich gewiß nicht mehr dieser Begegnung, und mir war sie so bedeutend« – zur kritischen Ausgabe »Goethe. Begegnungen und Gespräche«
- 172 Daniel Carranza, Bryan Klausmeyer, Clark Muenzer, John H. Smith
Ideen zu einem Goethe-Lexikon philosophischer Begriffe. Darstellung des Projektvorhabens
- 179 *Goethe-Bücher der Vergangenheit, neu gelesen*
- 179 Michael Jaeger
Georg Lukács: »Goethe und seine Zeit« – oder: »Das Drama der Menschengattung«
- 195 *Miszellen*
- 195 Yvonne Pietsch
Neues zu Goethes »Egmont« – Rezeptionsspuren in Goethes Exemplar von Famianus Stradas »De bello Belgico«
- 203 Jean-Claude Muller
Goethe und die zwei Freiheitsbäume im Luxemburgischen (1792)
- 213 Sabine Schäfer
»M« – eine Jugendfreundin Goethes
- 218 Beate Agnes Schmidt
Über Medaillen, chemische Experimente und versteinerte Bäume. Wiederaufgefundene Briefe Goethes an Elisa von der Recke und Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach aus Riga/Mitau (Jelgava)
- 237 Bastian Röther, Annalisa Ricchizzi
Giredo – »ein kleines Nest [...], wo ich mich recht glücklich fühle« – und ein Aquarell in der Tate Britain. Goethes Fahrt durch den Apennin in der »Italienischen Reise«
- 244 Nicolas Berg
»Eine deutsche jüdische Literaturgeschichte (1750-1850)« von Kathrin Wittler

255 Rezensionen

- 255 *Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers u. Elke Richter. – Bd. 4 I: 1780-1781. Texte. Hrsg. von Elke Richter u. Héctor Canal unter Mitarbeit von Bettina Zschiedrich; Bd. 4 II A/4 II B: Kommentar. Hrsg. von Elke Richter u. Héctor Canal unter Mitarbeit von Bettina Zschiedrich u. unter Mitwirkung von Ulrike Leuschner u. Ariane Ludwig*
Besprochen von Johannes John
- 258 *Carl Gustav Carus: Neun Briefe über Landschaftsmalerei. Zuvor ein Brief von Goethe als Einleitung. Mit Materialien hrsg. von André Georgi. Mit einem Nachwort von Werner Busch*
Besprochen von Petra Maisak
- 260 *Michael Jaeger: Goethes »Faust«. Das Drama der Moderne*
Besprochen von Manuel Bauer
- 262 *Johannes Anderegg: Goethes »Faust« lesen / Matthias Luserke-Jaqui: Faust. Sichtung*
Besprochen von Carsten Rohde
- 265 *Barbara Kindermann: »Faust« nach Johann Wolfgang von Goethe. Neu erzählt von Barbara Kindermann. Mit Bildern von Klaus Ensikat / Barbara Kindermann: »Götz von Berlichingen« nach Johann Wolfgang von Goethe. Neu erzählt von Barbara Kindermann. Mit Bildern von Bernd Mölck-Tassel*
Besprochen von Michael Veeh
- 267 *Hauke Kuhlmann: »Es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an«. Zum Problem der Kohärenz in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*
Besprochen von Jochen Golz
- 269 *Gerhard Bauer: Gesprächskünste. Goethes »Wahlverwandtschaften« neu erwogen*
Besprochen von Helmut Hühn
- 271 *Regina Sachers: Goethe's Poetry and the Philosophy of Nature. »Gott und Welt« 1798-1827*
Besprochen von Kai Sina
- 273 *Goethes Spätwerk / On Late Goethe. Hrsg. von / Ed. by Kai Sina, David E. Wellbery*
Besprochen von Frieder von Ammon

- 275 *Schillers Nachleben in Goethes Denken und Dichten*. Hrsg. von Helmut Hühn, Nikolaus Immer u. Ariane Ludwig im Auftrag des Schillervereins Weimar-Jena e. V.
Besprochen von Frieder von Ammon
- 278 *Gabrielle Bersier, Peter Boerner, Nancy Boerner: Goethe: Journeys of the Mind*
Besprochen von Yuan Tan
- 281 *Manfred Osten: Die Welt, »ein großes Hospital«. Goethe und die Erziehung des Menschen zum »humanen Krankenhüter«*. Mit einem Nachwort von Peter Sloterdijk
Besprochen von Manuel Bauer
- 282 *Golo Maurer: Heimreisen. Goethe, Italien und die Suche der Deutschen nach sich selbst*
Besprochen von Jochen Golz
- 286 *Karl-Josef Kuschel, Shahid Alam: Goethe und der Koran. Texte von Johann Wolfgang von Goethe, Kommentar von Karl-Josef Kuschel, Kalligrafien von Shahid Alam*
Besprochen von Jochen Golz
- 289 *Margrit Wyder, Barbara Naumann, Georges Felten (Hrsg.): Goethe medial. Aspekte einer vieldeutigen Beziehung*
Besprochen von Frieder von Ammon
- 291 *Anne Feler, Raymond Heitz, Roland Krebs (Hrsg.): Choix de conférences (2005-2020) organisées par la Société Goethe de France. Bd. 1: Lectures de Goethe; Bd. 2: Études sur le monde germanique. Littérature, civilisation, arts*
Besprochen von Dirk Weissmann
- 293 *Stefan Hermes: Figuren der Anderen. Völkerkundliche Anthropologie und Drama im Sturm und Drang*
Besprochen von Klaus-Michael Bogdal
- 295 *Hanna Hamel: Übergängliche Natur. Kant, Herder, Goethe und die Gegenwart des Klimas*
Besprochen von Urs Büttner
- 297 *Franz R. Kempf: Poetry, Painting, Park. Goethe and Claude Lorrain*
Besprochen von Reinhard Wegner
- 301 *Dagmar von Gersdorff: Die Schwiegertochter. Das Leben der Ottilie von Goethe*
Besprochen von Francesca Fabbri

- 304 *Alexandra Willkommen: Alternative Lebensformen. Unehelichkeit und Ehescheidung am Beispiel von Goethes Weimar*
Besprochen von Gerhard Müller
- 306 *Stefan Matuschek: Der gedichtete Himmel. Eine Geschichte der Romantik*
Besprochen von Monika Schmitz-Emans
- 311 *Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft*
- 311 *In memoriam*
- 316 *Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2021*
- 317 *Stipendienprogramm im Jahr 2021*
- 318 *Dank für Zuwendungen im Jahr 2021*
- 321 *Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2021*
- 323 *Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2020*
- 336 *Ausschreibungstext zur Vergabe von Werner-Keller-Stipendien*
- 337 *Die Mitarbeiter dieses Bandes*
- 340 *Siglen-Verzeichnis*
- 342 *Abbildungsnachweis*
- 344 *Manuskripthinweise*

Vorwort

Goethe im Streit: So sollte das Thema unserer 87. Hauptversammlung im Sommer 2021 lauten. Bis ins Frühjahr hinein waren wir überzeugt, dass sie unter Beachtung der Hygieneregeln stattfinden könne. Das hat sich leider als falsche Hoffnung erwiesen. So bleibt diesmal keine Erinnerung an einen geselligen Weimarer Sommer, sondern nur die Druckfassung der nicht gehaltenen Vorträge. Immerhin. Das Jahrbuch bleibt unser verlässlichstes Organ.

Das Thema *Goethe im Streit* weckt gegensätzliche Assoziationen: einerseits die *Xenien* und der polemische Teil der *Farbenlehre*, die von Streitlust zeugen, andererseits die Erhabenheit des ‚Weisen von Weimar‘, der über allen Kontroversen stehen soll. Die Wahrheit liegt nicht einfach in der Mitte, sondern in einer für Goethe kennzeichnenden, herausfordernden (man könnte auch sagen: anstößigen) Ambivalenz. Sie besteht darin, dass er den Streit einerseits immer wieder durch brillante Polemik, Ironie und Satire provoziert, ihn aber andererseits gar nicht dulden will und als gesellschaftliches Unglück schmäht. Zudem beherrscht er eine einzigartig nonchalante Art, Unstrittigkeit rhetorisch zu inszenieren, wo sich trefflich streiten ließe. Von unserem heutigen Bemühen um eine produktive Streitkultur ist das weit entfernt. Lässt man sich auf Goethes sachliche Kontroversen und zugleich auf seine eigene Art zu streiten ein, dann verfliegt das langweilige Bild des Olympiers und es zeigt sich stattdessen ein streitlustiger Streitverächter, zu dem man seine eigene Position suchen muss. Die Beiträge in diesem Band laden dazu im Blick auf den *Xenien*-Streit, die Moderne-Kritik in *Faust II*, den Antisemitismus und den Islam ein. Das sind leider nicht alle Aspekte, die wir für die Hauptversammlung vorgesehen hatten. Geplante Beiträge zur Poetologie und zur Naturforschung sind der Pandemie zum Opfer gefallen. So gibt die erste Rubrik unseres Jahrbuchs diesmal nur einen Auftakt zu einem erweiterungsfähigen und -bedürftigen Thema.

Die weiteren Abhandlungen führen zur Margarete-Figur im *Faust*, zur Naturphilosophie, zur Goethe-Resonanz in Amerika und zu den politisierten Klassik-Debatten im Kalten Krieg (und damit auch zur Geschichte unserer Gesellschaft). Wie immer informieren wir über aktuelle wissenschaftliche Goethe-Projekte, und die in diesem Jahr reichen Miszellen bieten neben neuen Goethe-Funden einen ganz neuen Blick auf die deutsche Literaturgeschichte um 1800 im ›morgenländischen Glanz‹.

Eindringlich und erschütternd ist die neue Lektüre des alten Goethe-Buchs von Georg Lukács *Goethe und seine Zeit*. Es erschien 1947, entstand aber seit Mitte der 1930er-Jahre im Moskauer Exil. Die neue Lektüre arbeitet zum ersten Mal heraus, wie Lukács' *Faust*-Deutung als ein apologetisches Sich-Abarbeiten an den stalinistischen Säuberungsprozessen zu verstehen ist, die Lukács zur gleichen Zeit in seiner Nähe erlebte. Das Motto zu diesem Beitrag hätte nicht besser gewählt sein können. Denn es stellt aufs Prägnanteste klar, wie sehr diese später kanonisch gewordene *Faust*-Interpretation der Position des Dramen-Autors widerspricht.

Die Krisen folgen zurzeit schneller aufeinander, als wir sie durchstehen. Waren es zuerst die Zahlen des Robert-Koch-Instituts, die uns alarmierten und unser Leben

bestimmten, sind es jetzt die Berichte der Geheimdienste und der militärischen Beobachter. Die Zuversicht, dass die europäischen Staaten keinen Krieg mehr gegeneinander führen, hat der russische Präsident aufs Brutalste zerstört. Unsere Goethe-Gesellschaft ist international, hat Mitglieder auch in der Ukraine und in Russland. Die Vorstellung, dass sie alle in diesem Jahrbuch von zivilen Formen des verbalen Streits lesen, hat in diesen Zeiten eine geradezu utopische Dimension.

Im Namen der Herausgeber
Stefan Matuschek

Dank an die Jahrbuch-Paten

Eine besondere Würdigung verdienen unsere Mitglieder

Manfred Klenk
Werner Löfflmann
Ekkehard Taubner.

Sie fördern das Erscheinen des Goethe-Jahrbuchs in sehr großzügiger Weise mit einer lebenslangen Jahrbuch-Patenschaft, wofür wir Ihnen herzlich danken.

Nachfolgend danken wir herzlich all jenen Damen und Herren, die Jahrbuch-Pate für drei aufeinanderfolgende Jahrbücher geworden sind und das Goethe-Jahrbuch 2021 mit 100 € gefördert haben:

Dr. Pjotr Abramow, Moskau (Russland)
Dr. Christina Althen, Frankfurt a. M.
Herbert Andert, Weimar
Dr. Stephan Anger, Berlin
Volkmar Birkholz, Erfurt
Dr. Ulrike Bischof, Weimar
Prof. Dr. Martin Bollacher, Bochum
Hubert W. Böttger, Weimar
Gerhard Bücker, Bremen
Erika Danckwerts, Berlin
Dr. Hans-Jürgen Danzmann, Säckingen
Dr. Hans-Helmut Dieterich, Ellwangen
Hartwig Dück, Coburg
Franz Dudenhöffer, Speyer
Prof. Dr. Udo Ebert, Jena
Dr. Gerd Eidam, Burgwedel
Dr. Arne Eppers, Hamburg
Uwe Ertel, Berlin
Peter Ewert, Mönchengladbach
Klaus Martin Finzel, Köln
Dr. Hans-Ulrich Foertsch, Marl
Sigrid Freisleben, Nürnberg
Dr. Jens Giesdorf, Lasel
Dr. Klaus F. Gille, Bloemendaal (Niederlande)
Dietrich Gneist, Bonn
Goethe-Gesellschaft Hamburg e. V.
Arthur Granat, Berlin
Ina Greyn, Kempen
Dr. Renate Grumach, Berlin
Marion Heise, Halle/Saale

Dr. Mathias Iven, Potsdam
Dr. Sabine Jüttner, Landshut
Wilhelm Kaltenborn, Berlin
Prof. Dr. Ulrich Keil, Münster
Prof. Dr. Lothar Köhn, Senden
Mario Kopf, Dessau-Roßlau
Dr. Joachim Krause, Gladbeck
Helmut Krumme, Bonn
Prof. Dr. Paul Laufs, Stuttgart
Erika Leck, Münster
Dr. Gert Legal, München
Dr. Gertrude Lückcrath, Köln
Cedric Lutz, Lenzburg (Schweiz)
Prof. Dr. Manfred Mörl, Schiffdorf
Dr. Karl Peter Müller, Marl
Boris Oppermann, Ehingen
Hans-Günther Otto, Rudolstadt
Dr. Claudia Paris, Leipzig
Friedrich Petry, Wetzlar
Dr. Ruth Peuckert, Erfurt
Michael Plett, Arnsberg
Prof. Dr. Karl Richter, St. Ingbert
Inge Rossbach, Bad Kreuznach
Andreas Rumler, Bremen
Jutta Rumler, Bremen
Dr. Wolfgang Saalfrank, Wallhalben
Prof. Dr. Gerhard Sauder, St. Ingbert
Dr. Martin Schencking, Welschneudorf
Willi Schmid, Rosenheim
Dr. Thomas Schmitt, Fulda
Dr. Henner Schultz, Weimar
Dr. Brigitte Seebacher, Rothenbach
Dr. Angela Spelsberg, Münster
Holger Spies, Frankfurt a. M.
Gertrud Staffhorst, Karlsruhe
Monika Steffens, Köln
Prof. Dr. Matthias Steinhart, Würzburg
Ilse Streit-Dewald, München
Dr. Sabine Solf, Wolfenbüttel
Stefan Tönjes, Nordenham
Dr. Markus Wallenborn, Worms
Kimberley Wegner, Bamberg
Prof. Dr. Reinhard Wegner, Heidelberg
Weimarer Zirkel e. V., Verein zur Förderung der Humanität
Prof. Dr. Reiner Wild, Heidelberg
Eberhard Wolff, Köln

Gerd Ziegler, Weimar
Alexander von Zweidorff, Hamburg.

Im Abschnitt *Dank für Zuwendungen im Jahr 2021* danken wir namentlich all jenen Damen und Herren, die dem Goethe-Jahrbuch eine größere oder kleinere Spende zuteilwerden ließen.

Beiträge anlässlich der 87. Hauptversammlung

STEFAN MATUSCHEK

*Goethe im Streit**

Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde der Goethe-Gesellschaft,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

wenn die Corona-Pandemie nicht 2020, sondern vor gut zwei Jahrhunderten ausgebrochen wäre, hätte man in einem Musenalmanach wohl folgende Distichen lesen können:

Inselglück

Nach dem Brexit-Beschluss bedauerten wir die Briten.

Nach dem Brexit-Vollzug blicken wir neidisch auf sie.

Und:

Bildungspolitik

Kitas, Schulen und Unis sind endlich wieder geöffnet.

Kinder, doch müsst ihr verstehn: nur für die über 60.

Mit diesen Spottversen sind wir nicht nur in der Frustration unserer Gegenwart, sondern auch im Herzen der Weimarer Klassik, denn solche klassizistisch in Hexameter und Pentameter rhythmisierte Häme gehört zu deren Zentrum. Xenien, wörtlich ›Gastgeschenke‹, heißen diese Spottverse mit ironischem Gattungsnamen. Goethe und Schiller haben weit über 900 davon verfasst und die allermeisten im *Musen-Almanach für das Jahr 1797* veröffentlicht. Es war ein dreistes Abkanzeln in weitem Rundumschlag. Es zielte gegen allgemeine Zustände und Gewohnheiten ebenso wie gegen einzelne, ungenannt erkennbare, aber auch namentlich genannte Zeitgenossen, die zum Teil mit ganzen Salven von Distichen penetrant attackiert wurden. Friedrich Nicolai traf es am häufigsten. Nur zwei Beispiele: *Empirischer Querkopf* ist das eine, *Nicolai auf Reisen* das andere überschrieben:

Armer empirischer Teufel! du kennst nicht einmal das Dumme

in dir selber, es ist ach! a priori so dumm.

(FA I, 1, S. 523)

* Festvortrag und Begrüßung anlässlich der 87. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft, die vom 26. bis 28. Mai 2021 zum Thema *Goethe im Streit* in Weimar hätte stattfinden sollen, wegen der Corona-Pandemie jedoch abgesagt werden musste.

Schreiben wollte er und leer war der Kopf, da besah er sich Deutschland,
 Leer kam der Kopf zurück, aber das Buch war gefüllt.
 (FA I, 1, S. 588)

Das ist nicht zimperlich. Die umweglosen Beleidigungen und ihre schiere Menge – die Anti-Nicolai-Sequenz umfasst nicht weniger als 40 Distichen – zeigen einen fast streithanseligen Furor. Viele Zeitgenossen waren empört, sahen die guten Sitten verletzt, sprachen mit dem epochalen Schreckenswort von ›Sansculottismus‹ – oder keilten einfach in gleicher Manier zurück.

Was erkennt man in all dem? *Goethe im Streit* – das Thema unserer 87. Hauptversammlung. Aus den eingangs schon erwähnten Gründen kann die Eröffnung diesmal nicht anders geschehen, als dass der Präsident sich hier und jetzt mit sich selbst versammelt und im leeren Raum die fehlenden Gäste begrüßt. Da auch noch der Festredner kurzfristig abgesagt hat – Absagen sind überhaupt die neue Grunderfahrung unseres Lebens –, müssen Begrüßung und Festrede zusammenfallen. Das kann man als neue Redegattung interessant finden oder auch als Pandemieschaden beklagen. Das Virus und die politischen Versuche, es zu beherrschen, verlangen uns viel ab. Das schon allzu lange andauernde Fehlen der Geselligkeit raubt uns das mitmenschliche Geleit, das wir brauchen, um gut durchs Leben zu finden. Die Technik, mit der wir das zu kompensieren versuchen, ist ein Notbehelf – immerhin. Wie gut, dass es ihn gibt. Ich freue mich, wenn ich bei der einen und dem anderen auf dem Bildschirm oder dem Handy-Display flimmere und damit nicht nur zu den leeren Sitzreihen spreche, auf die mein Blick fällt.

Im Rückblick auf die Zeit nach unserer 86. Hauptversammlung 2019 kann ich Ihnen immerhin mitteilen, dass viele unserer Aktivitäten trotz der Einschränkungen weitergingen: Unser Jahrbuch erscheint regulär, wir haben viele internationale Stipendiatinnen in Weimar empfangen und beraten, die Geschäftsstelle unterhält eine rege Kommunikation mit Goethe-Interessierten in der ganzen Welt, wir haben neue Mitglieder begrüßt und die ab Juli 2021 wieder geplanten Goethe-Akademien führen uns hoffentlich in eine bessere Situation zurück. Alle, die in der Weimarer Goethe-Gesellschaft und in den Ortsvereinigungen daran mitgewirkt haben, das kulturelle Leben in schwieriger Zeit aufrecht zu erhalten, haben unsere Anerkennung und unseren Dank. Unter solchen Bedingungen braucht man einander noch mehr als sonst.

Zurück zum Thema: *Goethe im Streit*. Die *Xenien* belegen seine Streit-, man muss wohl richtiger sagen: seine Angriffslust. Denn auf ein wirkliches Streiten in Rede- und Widerrede sind sie ja nicht angelegt. Die *Xenien* sind eine monologische Gattung. Sie teilen aus und lassen die Angegriffenen mit den verletzenden Worten allein. Damit geht es den *Xenien*-Lesern so wie jetzt Ihnen, die Sie mir via Internet zuhören. Auch ich lasse Sie mit meinen Worten allein. Doch greifen die ja nicht an. Ganz im Gegenteil. Ich will Sie vielmehr in die Illusion hineinziehen, dass Sie jetzt im Deutschen Nationaltheater säßen, sich in Ihrem Klappsessel zurechtgeruckelt hätten und der Eröffnung unserer Hauptversammlung beiwohnten. Wenn in Weimar alles geschlossen ist und Versammlungen verboten sind, soll sich wenigstens auf diese Weise eine Gemeinschaft bilden. Den *Xenien* geht es genau um das Gegenteil. Sie entzweien. Durch ihren breit gestreuten, alles anfressenden Spott säen sie

überall Streit. Der Schliff jedes einzelnen Distichons lädt gerade nicht zu weiterer Auseinandersetzung ein, sondern soll die Sache jeweils aphoristisch erledigen. Es sind nur lauter Auftakte zum Streit, so von oben herab gesprochen, dass eine gemeinsame Ebene des Streitens gar nicht entsteht.

Die *Xenien* gelten gemeinhin als die Kehrseite des *Horen*-Programms, der Zeitschrift also, mit der ein Jahr zuvor, 1795, die publizistische Solidarität von Goethe und Schiller ihren Anfang nahm. Aus den *Horen* sollte jeder Streit ausgeschlossen bleiben, »alles verbannt« werden, wie es in Schillers Ankündigung heißt, »was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist«.¹ Den Hintergrund für dieses Streitverbot bilden die Französische Revolution und deren gewaltiger kontroverser Widerhall in den Journalen; »politischen Tumult«² nennt Schiller das und schickt seine neue Zeitschrift unter der Schirmherrschaft der griechischen Schutzgöttinnen für Ordnung, Gerechtigkeit und Frieden auf die höhere Umlaufbahn des in Schillers Erwartung offenbar kontroverslosen ›rein Menschlichen‹. Daraus hat man später das Klischee der ›unpolitischen‹ deutschen Klassik gemacht, was freilich Unsinn ist, da die Beiträge der *Horen*, allen voran die beiden großen Eröffnungstexte (Schillers *Ästhetische Erziehung* und Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*), alles andere als unpolitisch sind. Sie sind beide entschiedene Stellungnahmen zur Französischen Revolution, auch wenn sie das Ereignis als solches nicht nennen. Durch deutliche Umschreibungen aber wird es unmissverständlich bezeichnet, in seinem Scheitern diagnostiziert und in seinem Freiheitsanliegen durch Alternativvorschläge korrigiert. Schiller setzt auf die individuelle Freiheitseinübung durch Kontemplation und Kunst, Goethe auf die höfliche Geselligkeit. Man kann gerade Goethes Lösungsvorschlag, den er im Mikrokosmos einer Revolutionsflüchtlingsgemeinschaft durchspielt, läppisch und unangemessen finden; unpolitisch ist er nicht. Er offenbart vielmehr eine sehr konservative Sicht, die in den formalen Umgangsformen einer Gesellschaft, in »Höflichkeit« und »gutem Ton« (vgl. FA I, 9, S. 1008 f.), die Substanz ihrer Sittlichkeit erkennen will. Nach den Jahrzehnten der bürgerlichen Adelskritik, auch an der Fassadenhaftigkeit des ›höflichen‹ Benehmens, das die innere moralische Verrottung kaschiert, ist das starker Tobak. ›Höflichkeit‹ konnotiert um 1800 noch deutlich die Situation ›bei Hofe‹. Nach der Französischen Revolution auf die schöne Außenseite des Ancien Régime zu setzen und in deren Wahrung die bessere Freiheitsperspektive zu sehen, mag einigen Zeitgenossen den Atem verschlagen haben. Goethe, sieht man, kann atemberaubend schreiben, doch gerade nicht mit unpolitischer, sondern politisch provokanter Feder. Es ist ein politisches Bekenntnis, das den politischen Streit kategorisch ausschließt. Dass »Gleichgesinnte sich im Stillen zu einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige sagt, was der andere schon denkt« (FA I, 9, S. 1007) – das ist hier die Garantie einer glücklichen Gesellschaft, die Goethe der führenden Dame seiner kleinen Flüchtlingsgemeinschaft, der Baronesse, in den Mund legt. Sie wird damit in der ganzen Erzählung unwidersprochen Recht behalten. Goethes *Unterhaltung*-

1 Friedrich Schiller: *Ankündigung* [und später] *Vorrede* [der *Horen*]. In: ders.: *Werke und Briefe in zwölf Bänden*. Bd. 8. Hrsg. von Rolf-Peter Janz u.a. Frankfurt a.M. 1992, S. 1001–1005; hier S. 1002.

2 Ebd.

gen entsprechen damit genau dem *Horen*-Programm. Sie folgen dem Ideal der Streitlosigkeit. Der Ausdruck ›Streitkultur‹ – den man oft mit Lessing in Verbindung bringt und der bis heute immer wieder als Desiderat aktualisiert wird – ist aus dieser Warte ein Oxymoron, ein Widerspruch in sich selbst. Folgt man dem *Horen*-Programm und Goethes *Unterhaltungen*, kann Streit die Kultur nur beschädigen oder sogar zerstören. Die *Xenien* beweisen, dass dies jedoch nur die halbe Wahrheit der klassischen Weimarer Schriftstellerei ist. Genau dieses Halb-und-halb, meine ich, macht das Thema *Goethe im Streit* interessant.

So wie man auf einer Fotografie mehr erkennt, wenn man die Kontraste stärkt, so sieht man auch Goethes Werke schärfer, wenn man deren innere und äußere Kontroversen hervorhebt. Kontroversen schaffen Kontur. Wer Goethes Kontroversen mit frischem Stift nachzeichnet, gewinnt dessen markantestes Porträt. Es zeigt einen streitlustigen Autor, der vom Streit als solchem jedoch nichts wissen will, der ihn nicht schätzt, ihn aber immer wieder herausfordert. Goethe bietet eine brillante literarisch-rhetorische Polemik, die der von Voltaire oder Lessing nicht nachsteht, bekennt sich anders als diese beiden jedoch nicht zum Streit und dessen Wert.

Goethes Ablehnung des Streits zeigt sich dort am entschiedensten, wo wir ihn heute mehrheitlich am wichtigsten finden, ja als notwendige Voraussetzung guter Verhältnisse schätzen: in der Politik. Goethes Herrschaftsideal ist paternalistisch. Er glaubt an die gute, aufgeklärte, ständisch legitimierte Obrigkeit, die die ›wahren‹ Bedürfnisse des einfachen Volkes besser verstehe als dieses selbst und nie auf die Idee käme, politische Entscheidung von öffentlichen Debatten und daran anschließenden gesamtgesellschaftlichen Mehrheitsverhältnissen abhängig zu machen. »Eine Demokratie, in der nicht gestritten wird, ist keine!« – dieses auf den Altbundeskanzler Helmut Schmidt zurückgehende Diktum wird heute gern und mit überwältigender Zustimmung zitiert. Pointierter als in diesem Doppelbekenntnis zu Demokratie und Streit kann man die politische Gegenposition zu Goethe kaum formulieren. In den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* erscheint der kontroverse politische Diskurs als hauptsächliche Bedrohung der Gesellschaft. Durch den Vergleich mit Völlerei und Trunksucht wird er dabei als naturwidrige, selbstzerstörerische Sünde und Sucht gebrandmarkt:

Eben so wenig konnte bei den vielen zuströmenden Neuigkeiten des Tages der politische Diskurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten sehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menschen sich deshalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Übelsein bevorsteht; so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, andern wehe zu tun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten. (FA I, 9, S. 1000 f.)

In Goethes Erzählung ist es sogar so, dass der interne Meinungsstreit der Flüchtlingsgemeinschaft ein noch schlimmeres Unglück ist als die Vertreibung und Flucht selbst. Die Bedrohung durch die Revolutionsarmee, vor der das kleine Adelsgrüppchen in sichere, vom Kriegsgeschehen entfernte Besitztümer flieht, ist die erste

Katastrophe. Der politische Streit, der zur Abreise einiger aus ihrer Gemeinschaft führt, ist die zweite, die in den Augen der Baronesse die erste an Schrecken noch überbietet. Deshalb verordnet sie die strenge Diät, sich nur noch Geschichten zu erzählen, die mit dem aktuellen politischen Diskurs nichts zu tun haben. So geschieht es dann auch. Wer daraus aber auf einen unpolitischen Goethe schließt und die *Unterhaltungen* als unpolitische Literatur wertet, irrt. Gleich am Anfang der Erzählung steht ein so deutliches politisches Bekenntnis, dass es manchen Zeitgenossen abermals den Atem verschlagen haben mag. Denn der Erzähler führt seine Protagonisten mit allem Mitleid als eine »edle Familie« ein, deren Mitgliedern man »zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vorteile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte« (FA I, 9, S. 995). Den ›Adel‹ ausdrücklich mit seinem Etymon des ›Edlen‹ zu identifizieren und die Adelsprivilegien voller Anerkennung als Familienglück und -fürsorge zu beschönigen, ist ein tatsächlich atemberaubendes Hinwegwischen, wenn nicht sogar die Delegitimierung aller bürgerlichen Adelskritik.

Die politische Systemfrage beantwortet Goethe durch ostentatives Ignorieren. Obwohl sie die lauteste und gewaltsamste Frage seiner Zeit ist, will er sie nicht hören. Stattdessen verurteilt er schon das Reden darüber als gesellschaftlichen Zerfall. Für das deutsche Publikum war das eine genau berechnete Botschaft, denn außer der kleinen und schnell erledigten Ausnahme in Mainz war die Französische Revolution in Deutschland ja nicht als Tat, sondern als politische Debatte präsent. Goethe hält sich aus diesem Streit nicht heraus, denn auch indem man ihn verdammt, trägt man zu ihm bei.

Dieselbe Strategie liegt auch Goethes bekanntester literaturtheoretischer Streitschrift zugrunde: *Literarischer Sansculottismus*. Hier zeigt sich dasselbe Doppeltgesicht aus Streitlust und Streitverachtung. Streitlustig ist schon der Titel. Die Bezeichnung für die französischen Revolutionäre auf das Feld der Literatur zu übertragen, bringt Feuer in die Debatte, hebt den papierernen Konflikt auf ein dramatisches, gesellschafts- und existenzgefährdendes Niveau. Es ist so, als würde man heute seine belletristischen Gegner zu ›literarischen Terroristen‹ erklären. Solch eine Titelwahl sucht den Streit. In genau entgegengesetztem Sinne aber läuft Goethes Text am Ende auf den Ausschluss allen Streits hinaus. Dazu fordert er eine sehr rigide Maßnahme: den gesellschaftlichen Ausschluss dessen, der den Streit beginnt. »Man entferne ihn aus der Gesellschaft« (FA I, 18, S. 324), lautet der Bannspruch über den Gegner, den Goethes Streitschrift mit Verve ihrerseits in den Ring gerufen hat. Um im Bild zu bleiben: Goethe benimmt sich hier wie ein Boxer, der – nachdem er zugeschlagen hat – den Boxkampf für ungehörig erklärt.

Goethe setzt nicht auf Dialog. Es geht ihm vielmehr um den gut platzierten Schlag, mit dem er abschließend Recht behalten will. Auch seine Dramen zeugen davon. Seine frühe Satire *Götter, Helden und Wieland* nimmt schon die Angriffslust der *Xenien* vorweg. Der Streit geht um das Bild der griechischen Antike. Für Goethe und seine geniekultig Homer-begeisterte Generation ist sie der einzigartig wahrhaftige Ausdruck der menschlichen Natur – unberührt und deshalb unbeschädigt von allen christlichen, höfischen und bürgerlichen Vorstellungen von Moral und Anstand. 1773 hatte Wieland mit *Alceste* das erste original deutschsprachige

Libretto vorgelegt, das als erste vollständige deutsche Oper (Wieland sagt ›Singspiel‹) zur Aufführung kam. Seit der Begründung dieser Gattung durch Monteverdis *Orfeo* stand der antike mythische Stoff für den Kunst- und Bildungsanspruch der Oper. Wieland knüpft daran an, versetzt seine Mythenadaption jedoch aus der traditionell höfischen in die aktuell bürgerliche Welt. Seine Alceste und ihr Gatte Admet, an dessen Stelle sie freiwillig in den Tod geht, und auch Herkules, der sie aus dem Totenreich zurückholt, sind alle drei bürgerlich temperierte Charaktere. Die Opferbereitschaft der Frau, die Rührung und dann die Verzweiflung des Gatten, dass er sie für sich hat sterben lassen, und die Erlösung durch Herkules werden trotz des mythisch unrealistischen Geschehens mit aller tränenreichen Empfindsamkeit eines bürgerlichen Trauerspiels vorgeführt und ins rührselige Schlussbild des durch den wackeren Freund geretteten Eheglücks gefasst. So präsentiert Wieland das Königspaar und den Halbgott des antiken Mythos als empfindsame Seelen – für Goethe und sein genieästhetisches Antike-Ideal ein krasses Missverständnis, wenn nicht ein Sakrileg. Seine Satire überzieht das mit Spott und Hohn. Sie zeigt den plötzlich in die antike Unterwelt versetzten Wieland, wie er als perplexer Schlafmütze den Urbildern seiner Singspielfiguren begegnet und von deren imposanter Körperlichkeit eingeschüchtert wird. Alcestes schöne Gestalt (insbesondere ihre Taille) und Herkules' Größe und Kraft überfordern ihn und lassen ihn als jämmerlichen Wicht dastehen. So, muss er gestehen, hat er sich die alten Griechen niemals vorzustellen vermocht. Von der bürgerlichen Moral und Feinfühligkeit, auf die er sich stammelnd zurückzieht, wollen die ›echten‹ Alceste, Admet und Herkules nichts wissen.

Götter, Helden und Wieland ist eine Literatursatire, eine Verhöhnung der Empfindsamkeit und ein witziges Manifest des genieästhetischen Antikenkults. Und es ist zugleich eine persönliche Beleidigung Wielands. So wie er hier als Bühnenfigur vom kraftstrotzenden Herkules taxiert wird, schrumpft er ins Mickrige:

ADMET Haben wir dich in deinem Rauschschlaffen gestört?

HERKULES Was soll der Lärm?

ALZESTE Ei da ist der Wieland

HERKULES Ei wo?

ADMET Da steht er.

HERKULES Der! Nun der ist klein genug.

(FA I, 4, S. 434)

»Ei da ist der Wieland«. Um die Intention dieser Szene zu treffen, kann man diesen Satz nicht herablassend und spöttisch genug aussprechen. Der Polemiker Goethe ist nicht zimperlich.

Was die Auffassung und Darstellung des Mythos betrifft, wird Goethe nach diesem Jugendwerk weitaus dezenter. Statt des naturschwärmerisch-kraftprotzigen Herkules, der nichts von Tugend weiß und wissen will, begegnet dann Iphigenie als Verkörperung der aufklärerischen Ethik. Auch Goethes mythische Helden werden mit der Zeit bürgerlich temperiert.

Ungedämpft aber bleibt die Streit-, richtiger: die Angriffslust des Autors. Zum Beispiel im *Faust*. Dieses Drama ist auch darin einzigartig, wie es große, grundsätzliche, weit über seine Entstehungszeit hinausreichende Perspektiven mit einer tages-

aktuellen, ephemeren Polemik zusammenbringt. Es geht im *Faust*-Drama um Ansprüche und Hybris moderner Individualität, um eine umfassende Typologie kultureller Anschauungs- und Darstellungsformen, um gesellschaftliche Rollen und deren Konflikte – und zugleich um Friedrich Nicolais Gesäß. Dieses Körperteil inspirierte Goethe zur Figur des »Proktophantasmisten«, der in der Walpurgisnacht im Reigen der Teufel und Hexen mittanzen muss, obwohl er deren Existenz zugleich als aufgeklärter Rationalist verneint: »Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört. / Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!« (FA I, 7.1, S. 178). Mit solchen Versen zeichnet sich das Spottbild Friedrich Nicolais, der hier als ein trotziger, doch hilfloser Besserwisser die putzlebendige Aberglaubenswelt leugnet, die ihn mitreißt. Dass Goethe ihn mit seiner originellen Wortschöpfung den »Proktophantasmisten« – zu Deutsch etwa ›der mit dem Hintern fantasiert‹ – nennt, geht auf einen Akademie-Vortrag Nicolais zurück, der davon handelt, wie man mit Blutegeln am After Spukvisionen kurieren könne (vgl. FA I, 7.2, S. 358). »Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergetzen, / Ist er von Geistern und von Geist kuriert« (FA I, 7.1, S. 178), lässt Mephistopheles über ihn wissen. Diese beiden Verse gehören nicht zu den bekannteren *Faust*-Zitaten. Und doch gehören sie zu diesem Drama wie alle anderen auch. Für die Szene *Walpurgisnacht*, weiß man, hat Goethe vieles entworfen und zurückgehalten. Sie war ein Experimentierfeld für blasphemische Provokationen und allerlei Tagessatire. Die ätzende Nicolai-Karikatur hat ihren Weg in die Druckfassung gefunden. Das große, an die Menschheit adressierte Kunstwerk und der gezielte Angriff auf den ungeliebten Zeitgenossen schließen sich bei Goethe nicht aus.

Solche polemischen Spitzen finden sich nicht nur in der Walpurgisnacht. Ein ähnlich angriffslustiger Scherz, der sich abermals des unfeinen Körperteils bedient, steht im vierten Akt des zweiten Teils, gleich am Anfang, an dem Mephisto die Entstehung des Hochgebirges aus dem explosiven Überdruck der Teufelsfürze erklärt:

Als Gott der Herr – Ich weiß auch wohl warum –
 Uns, aus der Luft, in tiefste Tiefen bannte,
 Da, wo zentralisch glühend, um und um,
 Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte,
 Wir fanden uns bei allzu großer Hellung,
 In sehr gedrängter unbequemer Stellung.
 Die Teufel fingen sämtlich an zu husten,
 Von oben und von unten aus zu pusten;
 Die Hölle schwoll von Schwefel-Stank und Säure,
 Das gab ein Gas! Das ging ins Ungeheure,
 So daß gar bald der Länder flache Kruste,
 So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.
 Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
 Was ehemals Grund war ist nun Gipfel.
 (FA I, 7.1, S. 392)

Wer Goethes geologische Überzeugungen kennt, versteht, worum es hier geht. Die Anschauung der hustenden und furzenden Teufel soll den Vulkanismus lächerlich machen. Aus Goethes Warte ist das kein beiläufiger Scherz. Er verurteilt vielmehr

das, was ihm am widerwärtigsten war: den gewaltsamen Umsturz. Das gilt für ihn gleichermaßen für die Natur wie die Gesellschaft. So wie ihm die geologische These zuwider war, dass die Erdkruste hauptsächlich durch den Vulkanismus geprägt sei, so verabscheute er (wie gesehen) die politische Revolution. Man liegt nicht falsch mit der Auffassung, dass die Analogie von Natur und Gesellschaft seine Überzeugung dabei besonders festigte. Das Ablehnen von Vulkanismus und von Revolution bekräftigte sich wechselseitig. Auch wenn Goethe die empirischen Befunde der Vulkanologen, insbesondere Alexander von Humboldts, nicht ignorieren konnte, blieb er bekennender Neptunist. Mit Mephistos unflätiger Gebirgsentstehungsgeschichte bringt er seine anti-vulkanistische Abneigung affektstark zum Ausdruck.

Ein gelehrter *Faust*-Kommentator hat diese Stelle als eine »Inversion der Danteschen Hölle«³ gedeutet. Dantes *Göttliche Komödie* stellt die Hölle als einen großen Krater vor, den Luzifers Sturz in die Erde geschlagen habe. Die unappetitliche Gasexplosion, von der Mephisto erzählt, versetzt die Hölle aus der Unterwelt hinauf an die Spitze des oberirdischen Geschehens: »Was ehemals Grund war ist nun Gipfel«. Aus der Tatsache, dass der erste Akt von *Faust II* mit der paradiesischen *Anmutigen Gegend* beginnt, schließt der Kommentator weiter, dass *Faust II* deshalb als »Inversion der *Divina Commedia*«⁴ zu verstehen sei, als eine Umkehr von Dantes Erlösungsweg, die Faust aus dem Paradies hinaus in die irdische Hölle des Kriegs führe. Solche Vergleiche liegen für Literaturwissenschaftler nah; man muss in diesem Fall aber wohl sagen: aufgrund professioneller Deformation, denn der Vergleich sieht hier über die eigene Ästhetik von Goethes Text hinweg. Wenn man Mephistos Geologie überhaupt mit Dantes Kosmos vergleichen will, sollte man nicht vergessen, dass ihr derb-burlesker Charakter das Konzept mythischer Weltentstehungserklärungen grundsätzlich verspottet. Es erscheint mir genau deshalb abwegig, hier ernsthafte Bezüge zur *Göttlichen Komödie* zu sehen und von einer programmatischen modernen ›Inversion‹ des mittelalterlichen Heilswegs zu sprechen.

Ich erwähne diesen Kommentar deshalb, weil er mir exemplarisch für ein einseitiges Goethe-Bild erscheint. Es zeigt ihn als den übersäkularen Weisen, der uns mit allem, was er schreibt und sagt, in die große Weltanschauungslehre nimmt. Dieses Bild verbindet sich vor allem mit dem *Faust*-Drama und mit dem, was es als Goethes eigenes Werk so gar nicht gibt und was erst im Nachhinein von der Goethe-Philologie erschaffen wurde: mit den *Maximen und Reflexionen*. Als übersäkularer Weisheitslehrer wird Goethe so erhaben wie langweilig. Wenn man in dem frechen Spott gegen die Vulkanisten einen ernstesten Gegenentwurf gegen die mittelalterliche heilsgeschichtliche Kosmologie sieht, löscht man das Feuer, das in Goethes literarischer Imagination brennt. Wenn man sich dagegen an die für ihn aktuellen Streitstellungen erinnert, in die Goethe sich mit seinen Werken begab, dann kann das Feuer wieder aufflammen.

Der Streit besteht dabei nicht nur in gezielter Polemik wie im Falle Nicolais und der Vulkanisten; er gewinnt an literarischem Reiz, wenn der Gegner nicht geradezu attackiert, sondern in ein irritierendes Zwielficht gerückt wird. Solche Fälle begegnen

3 Johann Wolfgang Goethe: *Faust-Dichtungen*. Bd. 2: *Kommentar I*. Von Ulrich Gaier. Stuttgart 1999, S. 958.

4 Ebd., S. 967.

auch in den *Xenien*, doch sind sie dort bei weitem seltener als die expliziten, direkten Angriffe. Sie sind eher Ausnahmen, deren Ironie jedoch subversiver und nachhaltiger wirkt als die offene Beleidigung. Zwei Beispiele: Das erste ist mit den Namen zweier titelgebender Romanfiguren von Friedrich Heinrich Jacobi überschrieben:

Woldemar und Alwill

Euch erhabne Gestalten hat nicht der Künstler gebildet,
Sondern die Tugend hat selbst sich verkörpert in Euch.
(FA I, 1, S. 586)

Was hier vordergründig nach einem Lob tugendhafter Romanfiguren aussieht, ist tatsächlich die Verlästerung von Jacobis Schriftstellerei. Seine Hauptfiguren, so lautet das Urteil, sind einfältig idealisierte Konstruktionen. Wer Jacobis Romane heute liest, wird dieser Auffassung wohl nicht sehr fern stehen. Das zweite Beispiel betrifft

Fichtes Wissenschaftslehre

Was nicht Ich ist, sagst du, ist nur ein Nichtich. Getroffen,
Freund! So dachte die Welt längst und so handelte sie.
(FA I, 1, S. 586)

Die Ironie liegt hier in der Doppeldeutigkeit des Wortes »Nichtich«. Es ist zum einen der von Fichte gebrauchte Terminus, mit dem er nach der Selbstsetzung des ›Ich‹ in der Entgegensetzung und Negation den zweiten Grundsatz seiner Philosophie definiert. Anders als Fichte, der das ›Nicht-Ich‹ immer mit Bindestrich schreibt, steht der Ausdruck hier im Distichon aber als ein zusammenhängendes Wort. Das ›ich‹ am Ende kann so auch – vom Klang her – als Suffix verstanden werden, so dass der Ausdruck an das Adjektiv ›nichtig‹ denken lässt. Aus diesem Sinn gewinnt das Distichon seinen Witz, indem es Fichtes formalistische Begriffsbildung zum weitverbreiteten Egoismus umdeutet: Was nicht Ich ist, ist ein ›Nichtig‹, also jemand ohne Belang. Das ist ein fast kalauerhafter Wortwitz. Er ist aber zugleich ein subversiver Kommentar zu Fichtes forciertem grundsatzphilosophischen Anspruch, der hier in Trivialität aufgelöst wird.

Im *Faust*-Drama ist diese subversive, ironische Form des Streits gerade nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Der Text ist überreich an anschaulichen Polemiken, das heißt an solchen Szenen, die mal heiter und witzig, mal ernst und sarkastisch mit bestimmten Ideen, Konzepten und Praktiken ins Gericht gehen: Mephistos Papiergeld verteuft die Schuldenpolitik der Staatsanleihen, seine Rede von den »Müttern« karikiert philosophisch-esoterische Geheimlehren. Die Reaktionen der Hofgesellschaft auf die Erscheinung von Paris und Helena blamieren den ethisch-ästhetischen Schönheitsdiskurs, indem sie ihn als Bemäntelung sexueller Affekte vorführen. Die Homunkulus-Figur verulkt den Intellektualismus und eine einseitig geistig akzentuierte Anthropologie. Die Chiron-Figur aus der *Klassischen Walpurgisnacht* spottet (anlässlich der Frage, wie alt Helena bei ihrer ersten Entführung war) über positivistische Altphilologen, denen der Sinn für die Fiktionalität fehlt. Fausts blindvisionärer Schlussmonolog an der Kante des eigenen Grabs weist kollektiv-egalitäre Arbeitergesellschaftsutopien als Irrtum und Wahnvorstellung aus. Man kann diese Liste verlängern. Goethes szenische Fantasie im *Faust* ist voller Angriffslust.

Am raffiniertesten ist Goethes Ironie in dem metaphysischen Rahmen, den er seinem *Faust*-Drama gibt. Er besteht aus dem *Prolog im Himmel* und der abschließenden Himmelfahrt Fausts, der noch die possenhafte Szene des Seelenraubs durch die Engel vorausgeht. Man kann beim besten Willen nicht sagen, wie ernst oder unernst man das alles nehmen soll. Wenn die abgenutzte Metapher von der ›abgründigen‹ Ironie einmal genau treffend sein kann: Hier ist es der Fall. Die Frage, ob der transzendente Deutungsrahmen des Dramas den christlichen Jenseitsglauben achtet oder verulkt, führt ins Bodenlose.

Der Prolog beginnt mit einem erhabenen Gottes- und Schöpfungslob der Erzengel, um dann im Gespräch von Herrn und Teufel einen ganz anderen, menschlich jovialen Umgangston anzuschlagen. Mephistos Schlusswort zu dieser Szene hält das ausdrücklich fest und gibt dem so eröffneten christlichen Jenseits einen vollkommen diesseitigen, spöttischen Klang:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
 Und hüte mich mit ihm zu brechen.
 Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
 So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.
 (FA I, 7.1, S. 28)

Die Rückkehr zum Himmel steigert am Ende die Ironie. Das Nebeneinander von Marienfrömmigkeit und Seelenraubposse verunsichert. Fausts Himmelfahrt beginnt als burlesker homoerotischer Raubzug: »Die Racker sind doch gar zu appetitlich« (FA I, 7.1, S. 453), kommentiert Mephisto die ihn verwirrenden Engel, die Fausts Seele gen Himmel entführen. Mephistos Ausruf fällt dabei genau in dem Moment, als die Engel ihm ihre Hinterteile zuwenden. Gerade darin das Betörende der Engelserscheinungen zu sehen, ist originell. Der dann folgende Seelenaufstieg wird mit betenden Patern, Engeln, seligen Knaben und einer über all dem schwebenden Maria in solch barocker Sinnlichkeit inszeniert, dass er einer Karikatur christlicher Jenseitsvorstellung nahekommt. Es ist ein fast überladener Himmelspomp. Der gleich zu Anfang auftretende Pater Ecstaticus spricht sich selbst und seine gläubige Inbrunst in so krasser Anschaulichkeit aus, dass er auch als Karikatur eines Märtyrers und Mystikers durchgehen kann:

Ewiger Wonnebrand,
 Glühendes Liebesband,
 Siedender Schmerz der Brust,
 Schäumende Gottes-Lust.
 Pfeile durchdringet mich,
 Lanzen bezwinget mich,
 Keulen zerschmettert mich,
 Blitze durchwettert mich;
 Daß ja das Nichtigte
 Alles verflüchtige,
 Glänze der Dauerstern
 Ewiger Liebe Kern.
 (FA I, 7.1, S. 456)

»Schäumende Gottes-Lust«; Diese Formulierung enthält schon allein die eigenwillige Spannung von Fausts Himmelfahrt. Sie bedient sich der traditionellen Motive der mystisch-ekstatischen Marienliebe, verwendet sie aber immer wieder in starker sinnlicher Übertreibung. So stehen fromme Gebetsverse (»Jungfrau, Mutter, Königin / Göttin bleibe gnädig«; FA I, 7.1, S. 464) neben solchen, die die spirituelle Marienliebe mit der Lüsternheit verweben:

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.
In der Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigener Kraft
Der Gelüste Ketten?
(FA I, 7.1, S. 461)

Das Verspaar am Schluss des Dramas fasst diese Ambivalenz zusammen, denn das »Ewig-Weibliche«, das »uns hinan« »zieht« (vgl. FA I, 7.1, S. 464), vereint die religiös spiritualisierte Marienliebe mit der sexuell-sinnlichen Bedeutung. Man kann es am besten wohl so sagen: Der metaphysische Rahmen um das *Faust*-Drama ist ein Bravourstück, das die christliche Transzendenz mit deren eigenen sinnlichen Anschauungsformen bestreitet.

Goethe, so kann man es bildhaft zusammenfassen, verhält sich im Streit wie ein zündelnder Feuerwehrmann. Er provoziert lustvoll immer wieder genau das, was er mit seinem Habitus grundsätzlich verneint. Er facht das Feuer immer neu an, obwohl er gar nichts brennen sehen will. Seinen konsequentesten Ausdruck findet dieses Verhalten in einer Strategie, die man als »Goethe'sche Unstrittigkeit« in die Liste der rhetorischen Streitfiguren aufnehmen sollte. Sie besteht darin, die ganz eigene, der Mehrheit widersprechende Überzeugung als die allgemeinste, größte Selbstverständlichkeit auszusprechen. Das herausragende Beispiel liefert dafür eine Äußerung, die zu den bekanntesten und heute beliebtesten Goethe-Bekenntnissen zählt. Sie ist am 31. Januar 1827 von Johann Peter Eckermann aufgezeichnet worden: »National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen« (FA II, 12, S. 225).

Heute ist dieses Bekenntnis mehrheitsfähig und zählt für viele (auch für mich) zu den wichtigsten Orientierungen, die man bei Goethe finden kann. Zu seiner Zeit aber war das ganz anders. Da stand das Bekenntnis zur Weltliteratur einsam im Widerspruch zu einer überwältigenden Mehrheit, die genau im Gegenteil auf Nationalliteratur setzte. Seit den napoleonischen Besatzungen und intensiver noch seit den Befreiungskriegen richteten sich Literatur und Literaturdiskurs in den deutschen Gebieten in breiter Front auf das Nationale aus, mehr noch: wurden Literatur und Nation als eine untrennbare Einheit beschworen. Wo der Nationalstaat fehlte, sollte die Nationalliteratur die Identität eines zu einigenden Deutschlands definieren und gewähren. »Jede Literatur muß und soll *national* sein; dies ist ihre Bestimmung und kann ihr allein erst ihren wahren und vollen Wert verlei-

hen«.⁵ So dekretiert Friedrich Schlegel im Dezember 1811 in der Vorrede zu seinem *Deutschen Museum*. Es ist genau dieses Schlegel'sche und gerade nicht Goethes Bekenntnis, das für die nächsten Jahrzehnte ›an der Zeit‹ ist. Seinen ersten monumentalen Ausdruck findet es in Georg Gottfried Gervinus' *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen*, die zwischen 1835 und 1842 in fünf Bänden erscheint und noch in den 1840er-Jahren in die zweite und dritte Auflage geht.

Goethes Äußerung zu Eckermann widerspricht der dominanten Überzeugung der allermeisten seiner Zeitgenossen. Das Konzept ›Weltliteratur‹ ist um das Jahr 1827 gerade nicht ›an der Zeit‹, im Gegenteil. Dass Goethe es dennoch wie eine allgemein akzeptierte Selbstverständlichkeit ausspricht, ist gewiss kein Irrtum, denn er sah und empfand sich in seinen späten Jahren generell im Widerspruch zu seiner Zeit. Im selben Jahr 1827 hat er diese Erfahrung in seiner Sammlung der *Zahmen Xenien* auf den Zweizeiler gebracht:

Wenn ich dumm bin, lassen sie mich gelten;
Wenn ich recht hab', wollen sie mich schelten.
(FA I, 2, S. 655)

Recht hatte Goethe mit der Weltliteratur auf jeden Fall. Ganz unabhängig von allen kulturpolitischen Perspektiven und Optionen, die man mit diesem Begriff verbinden kann, erfasst er das Phänomen der Literatur viel angemessener als das Konzept der Nationalliteratur, denn die Literatur ist in ihren Formen, Gattungen, Motiven, Stoffen, Themen sowie in ihrer Verbreitung, Resonanz und Wirkung genauso international wie die bildende Kunst oder die Musik. Literatur als eine spezifisch nationalsprachliche Größe zu verstehen, ist so abwegig wie das Studium oder die Theorie nur der deutschen Malerei oder nur der deutschen Musik. Goethes rhetorische Unstrittigkeit zeugt in diesem Fall vom sachkundigen Weitblick dessen, der sich von der nationalen Euphorie und Horizontverengung seiner Zeitgenossen nicht hat anstecken lassen.

Es sind keine guten Zeiten, wenn der sachkundige Weitblick zur einsam abweichenden Position wird oder wenn man nur dann auf Zustimmung trifft, wenn man, um Goethes Wort aufzugreifen, dumm ist. Allerdings ist die Überzeugung, gegen alle anderen allein Recht zu haben, prekär. Nicht alle liegen damit so richtig wie Goethe mit der Weltliteratur. Man sollte die Figur der Goethe'schen Unstrittigkeit also besser sparsam verwenden, nur dann, wenn man sich seiner Sache ganz sicher ist und die rhetorische Bekräftigung ihrer allgemeinen Gültigkeit zur Selbstberuhigung braucht. Wer also einmal in eine solche Situation gerät, dem sei genau der langfristige Erfolg gewünscht, den der alte Goethe mit seiner unzeitgemäßen Überzeugung hatte.

Goethes Rhetorik der Unstrittigkeit ist schließlich einer der Hauptgründe, warum sein Werk zum beliebtesten Revier der Zitatenjäger geworden ist, die auf Erbauliches aus sind. Da sie den Streit verbergen, in dem sie stehen, lassen sich viele Goethe-Stellen als erhabene Spruchweisheiten ausheben. Dadurch wird Goethe zum ›Weisen von Weimar‹ stilisiert; ein hehrer Titel, dessen Kehrseite Thomas Mann

5 Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 3: *Charakteristiken und Kritiken II* (1802-1829). Hrsg. u. eingeleitet von Hans Eichner. München u.a. 1975, S. 220.

treffsicher markiert hat, als er in seinem *Doktor Faustus*-Manuskript den ›Weisen‹ durchstrich und durch den »Bescheidwiser von Weimar«⁶ ersetzte. ›Bescheidwiser‹ ist kein Kompliment, lässt mehr an einen selbstgerechten Langweiler denken als an einen Weisen. So ist es in Manns Roman auch gemeint. Diese Kehrseite vermeidet man, wenn man sich den offensichtlichen, aber auch den unausgesprochenen, unterdrückten, besonders auch den in Ironie gekleideten Streit bei Goethe gegenwärtig hält – und sich fragt, auf welcher Seite man jeweils selbst gestanden hätte.

6 Thomas Mann: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*. Hrsg. u. textkritisch durchgesehen von Ruprecht Wimmer unter Mitarbeit von Stephan Stachorski. Frankfurt a. M. 2007, S. 408.

NORBERT CHRISTIAN WOLF

*Kriegsführung – Anonymität – Autonomie.
Die Polemik der »Xenien« im Strukturwandel
des literarischen Feldes*

Bei dem Themenschwerpunkt *Goethe im Streit* dürfen die gemeinsam mit Schiller verfassten und von diesem in seinem *Musen-Almanach für das Jahr 1797* anonym veröffentlichten *Xenien* nicht fehlen, gelten sie doch als jenes ›Werk‹, in dem Goethe am eminentesten als ›Streitender‹ publizistisch in Erscheinung trat. Mehr noch: Angesichts der harschen und polarisierenden Form dieses Streits haben die *Xenien* unter den Zeitgenossen, »vor allem natürlich bei der tonangebenden älteren Generation«, einen »Sturm der Entrüstung« ausgelöst,¹ und noch aus dem Abstand von fast zwei Jahrhunderten hat Klaus L. Berghahn Goethes und Schillers Streitbeiträge als Ausfluss einer besonderen ›Maßlosigkeit‹ (ab)qualifiziert.² Dass die unverhohlenen polemische, ja bellizistische Rhetorik der *Xenien* nicht zuletzt in der schlechten Aufnahme von Schillers Monatsschrift *Die Horen* durch Friedrich Nicolai und viele andere Spätaufklärer gründet, ist mittlerweile gängiger Forschungsstand.³ Genauso allgemein durchgesetzt hat sich die Erkenntnis, dass Goethes und Schillers Attacken ihren Anfang in einer Polemik gegen fast alle maßgeblichen und auch weniger maßgeblichen Zeitschriften der damaligen Zeit nahmen (vgl. MA 4.1, S. 781, 784-786, 805-807), die aus Schillers Perspektive eine als unlauter, weil qualitativ minderwertig wahrgenommene Konkurrenz zu den *Horen* darstellten.⁴

Ihm und Goethe ging es mit ihrer Zeitschriftenpolemik und »versifizierte[n] Anti-Kritik«⁵ um eine Art Positionsbestimmung und Frontbegradigung innerhalb des literarischen Feldes,⁶ wobei sie ihre Angriffe als Formen berechtigter Notwehr

1 Friedrich Sengle: *Die »Xenien« Goethes und Schillers als Dokument eines Generationenkampfes*. In: *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. von Wilfried Barner, Eberhard Lämmert u. Norbert Oellers. Stuttgart 1984, S. 55-77; hier S. 56.

2 Vgl. etwa Klaus L. Berghahn: *Maßlose Kritik. Friedrich Nicolai als Kritiker und Opfer der Weimarer Klassiker*. In: *Formen und Formgeschichte des Streits. Der Literaturstreit*. Hrsg. von Franz Joseph Worstbrock u. Helmut Koopmann. Tübingen 1985, S. 189-200.

3 Als Belege seien pars pro toto genannt: Reiner Wilds Kommentar zu *Distichen* in MA 4.1, S. 1124-1192; hier S. 1124, Karl Eibls Kommentar zum *Xenien-Komplex* in FA I, 1, S. 1157-1189; hier S. 1159 sowie Peter-André Alt: *Schiller. Leben – Werk – Zeit*. Bd. 2. München 2000, S. 330.

4 Vgl. Franz Schwarzbauer: *Die »Xenien«*. *Studien zur Vorgeschichte der Weimarer Klassik*. Stuttgart, Weimar 1993, S. 198-204.

5 Carlos Spoerhase: »Das meiste ist wilde gottlose Satyre«. *Der Skandal um Goethes und Schillers »Xenien« als Herausforderung der Gattungstheorie*. In: *Literaturskandale*. Hrsg. von Hans-Edwin Friedrich. Frankfurt a. M. 2009, S. 45-67; hier S. 52.

6 Zum Entwicklungsstand des deutschsprachigen literarischen Feldes um 1800 vgl. Norbert Christian Wolf: *Gegen den Markt. Goethes Etablierung der »doppelten Ökonomie«*.

in einem regelrechten Krieg verstanden. Die Invektiven richteten sich dann in weiterer Folge als Personal-Polemik gleichermaßen gegen die Vertreter einer als seicht abgekanzelten Spätaufklärung wie gegen jene der sich gerade erst herausbildenden und als fantastisch-übergeistreich diskreditierten Frühromantik, gegen die politischen Parteigänger der Französischen Revolution wie gegen die konservativen Anhänger einer ihr diametral entgegengesetzten christlichen Restauration, womit das weite Spektrum der Opfer dieser Invektiven nur grob umrissen ist. Darüber hinaus wurde ganz generell und pauschal Zeitkritik geübt, etwa pointiert im 31. Xenion unter der Überschrift *Der Zeitpunkt*:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.
(MA 4.1, S. 780)

Zwar wütete der polemische Furor in großer Allgemeinheit, etwa in der pauschalen Attacke gegen die spätaufklärerische Maxime des Common Sense bzw. »Menschenverstand[s]« (vgl. MA 4.1, S. 813), der in der *Xenien*-Polemik zum verlachten »Gemeinplatz« (MA 4.1, S. 793) zusammenschrumpft. Dennoch sind zugleich recht spezifische Zielscheiben der Angriffe auszumachen, so in der Personal-Polemik gegen Friedrich Nicolai (MA 4.1, S. 792 f., 798-800, 802, 818), Johann Friedrich Reichardt (MA 4.1, S. 801-803) und – abgeschwächer – auch gegen Friedrich Schlegel (MA 4.1, S. 812 f., 814 f.). Goethes Polemik richtete sich darüber hinaus gegen missliebige Naturwissenschaftler (MA 4.1, S. 795-797), so dass kaum einer seiner – und Schillers – »Gegner« verschont blieb.

Von der Literaturwissenschaft wurden die Ursachen der heftigen Auseinandersetzungen ganz unterschiedlich bewertet: etwa im Sinne eines publizistischen »Generationenkampfes«⁷ oder als »kalkulierte[r] Affront« zweier Solitäre mittels einer »(ganz und gar unklassische[n]) Erregung von Aufmerksamkeit«, welche »die Schaffung einer Gruppenidentität« bewirken sollte, »die sich im Feld der literarischen Akteure klar von allen Mitbewerbern [...] abhob«;⁸ oder als generelle »Ausweitung der kritischen Kampfzone«⁹ im Gefolge säkularer diskurshistorischer Umbrüche literarischer Kommunikation, aber auch als weiterreichendes Symptom

In: *Markt. Literarisch*. Hrsg. von Thomas Wegmann. Bern u. a. 2005, S. 59-74; zu den daraus resultierenden Implikationen für die Zusammenarbeit zwischen Goethe und Schiller vgl. ders.: *Eine Verbindung zweier »Geistesantipoden«*. *Das Goethe-Schiller-Bündnis aus kultursoziologischer und diskurshistorischer Perspektive*. In: *Bündnisse. Politische, soziale und intellektuelle Allianzen im Jahrhundert der Aufklärung*. Hrsg. von Franz Eybl, Daniel Fulda u. Johannes Süßmann. Wien, Köln, Weimar 2019, S. 321-346.

7 So Sengle (Anm. 1), S. 55.

8 So Ulrich Krellner: »Klassische Frechheit« oder kalkulierter Affront? *Goethe und Schiller im Xenienkampf*. In: *Sprache, Literatur, Kultur. Text im Kontext. Beiträge zur 8. Arbeitstagung schwedischer Germanisten in Uppsala, 10.-11.10.2008*. Hrsg. von Bo Andersson, Gernot Müller u. Dessislava Stoeva-Holm. Uppsala 2010, S. 211-219; hier S. 216.

9 So Carlos Spoerhase: *Ausweitung der kritischen Kampfzone. Was die Geschichte der aufklärerischen Rezensionenkultur die aktuelle Reflexion über Literaturkritik lehren könnte*. In: *Zs. für Germanistik* N.F. 19 (2009), S. 171-178; aufgegriffen und auf die *Xenien* gewendet in ders. (Anm. 5), zit. S. 53.

allgemeiner historischer Verwerfungen, für die bei Goethe die Chiffre ›Revolution‹ steht.¹⁰ Die Deutungen variieren, sind sich aber darin einig, in den Auseinandersetzungen, deren Schärfe die Heftigkeit damals üblicher Literaturfehden weit übertraf, Schlachten eines regelrechten Literaturkriegs zu sehen. Sie können sich dabei direkt auf den Wortlaut der Quellen stützen, denn Schiller hatte sich schon seit seiner Kontaktaufnahme mit Goethe einer bellizistischen Metaphorik bedient – so in den Briefen vom 20. Oktober 1794 (MA 8.1, S. 32) oder vom 1. November 1795 (MA 8.1, S. 122); er blieb seiner martialischen Diktion auch noch später treu, wie der Brief an Goethe vom 25. Juni 1799 zeigt, in dem er mit wachsendem Defätismus klagt: »Da man einmal nicht viel hoffen kann zu bauen und zu pflanzen, so ist es doch etwas, wenn man auch nur überschwemmen und niederreißen kann. Das einzige Verhältnis gegen das Publikum, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg, und ich bin sehr dafür, daß auch der Dilettantismus mit allen Waffen angegriffen wird« (MA 8.1, S. 711 f.).

Die Gegenseite im *Xenien*-Kampf blieb in dieser Hinsicht wenig schuldig,¹¹ wie Johann Caspar Friedrich Mansos und Johann Gottfried Dyks *Gegengeschenke* zeigen, deren *Abbitte ans Publicum* folgende Captatio benevolentiae formuliert:

Liebe Leute, verzeiht! Was wir geben, sind wahre Sottisen.

Aber in dem Krieg geht's ohne Sottisen nicht ab.¹²

Die auffallende Vehemenz und radikale Kompromisslosigkeit der rhetorischen Einsätze verweist auf einen grundlegenden Strukturwandel des deutschen literarischen Feldes, wie die sozial- und diskurshistorische Forschung der letzten Jahrzehnte offengelegt hat.¹³ Nachdem die zentralen Elemente, Charakteristika und Implikationen dieses säkularen Umbruchs mittlerweile als bekannt gelten dürfen, seien im Folgenden ein paar Ergänzungen zu drei thematischen Aspekten der bisherigen Debatte zur Diskussion gestellt.

- 10 Zur konterrevolutionären Tendenz der *Xenien* aus revolutionsbejahender Perspektive vgl. Jost Hermand: *Mit scharfer Klinge. Der »Xenien«-Krieg von 1796*. In: ders. (Hrsg.): *Pro und contra Goethe. Dichterische und germanistische Stellungnahmen zu seinen Werken*. Oxford u. a. 2005, S. 33–48; ders.: *Eine Rotte von Narren mit roten Kappen. Goethes und Schillers martialische »Xenien« gegen die Gleichheitsforderungen der deutschen Jakobiner (1795–96)*. In: ders.: *Das liebe Geld! Eigentumsverhältnisse in der deutschen Literatur*. Köln, Weimar, Wien 2015, S. 75–90.
- 11 Zum Kontext vgl. Frieder von Ammon: *Ungastliche Gaben. Die »Xenien« Goethes und Schillers und ihre literarische Rezeption von 1796 bis in die Gegenwart*. Tübingen 2005, S. 152–186.
- 12 [Johann Caspar Friedrich Manso, Johann Gottfried Dyk:] *Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen*. Leipzig 1797, S. 31.
- 13 Vgl. schon Bernd Leistner: *Der Xenienstreit*. In: *Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans-Dietrich Dahnke u. Bernd Leistner. Bd. 1. Berlin, Weimar 1989, S. 451–539.

I. »eine neue Epoche der Weltgeschichte«.
Offene und verdeckte Kriegsführung

Was Goethe und Schiller selbst in und mit dem eigenwilligen Textkorpus der *Xenien* zu betreiben meinten, fassten sie metapoetisch in folgendes Distichon, das im *Musen-Almanach für das Jahr 1797* an 49. Stelle stand und mit der Überschrift *Guerre ouverte* versehen ist:

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch,
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.
(MA 4.1, S. 782)

Wie Reiner Wild in seinem Kommentar erläutert, war *Guerre ouverte* der Titel einer von Ludwig Ferdinand Huber ins Deutsche übersetzten Komödie Antoine-Jean Dumanians. Gleichzeitig aber – und das ist im gegenwärtigen Kontext entscheidend – verweist die Überschrift des Xenions auf das agonale Verhältnis Goethes und Schillers zu ihren Gegnern und Kritikern (vgl. MA 4.1, S. 1182). Was verstanden die beiden Autoren unter einem ›offenen Krieg‹? Schiller forderte ja einen solchen auch noch später an mehreren Stellen ein, wenn er etwa in der Abhandlung *Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie* (1803) »dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg« erklärte (SNA 10, S. 11) oder wenn er Zelter noch am 16. Juli 1804 brieflich lobte, dieser habe »der Kunstpfuscherey so offen und ehrlich den Krieg an[ge]kündigt« (SNA 32, S. 153). Das zur Zeit der Niederschrift der *Xenien* maßgebliche *Grammatisch-kritische Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* Johann Christoph Adelungs, der übrigens im 141. Xenion selbst zum Gegenstand des Spottes avancierte (vgl. MA 4.1, S. 792), verzeichnet unter dem Lemma ›Krieg‹ nach der ersten, »veralteten« ›eigentlichen‹ Wortbedeutung »Geschrey« eine – damals aktuellere – zweite, »figürliche‹ Wortverwendung; Letztere komme im weiteren Sinn dem Begriff von »Zank, Streit« gleich, in »engerer Bedeutung« einem »Streit vor Gerichte« bzw. »Prozeß«, wobei dieser engere Wortsinne ebenfalls bereits »veraltet« sei, nicht aber eine dritte begriffliche Komponente der figürlichen Wortverwendung: »Im gewöhnlichsten Verstande, der Zustand der öffentlichen Gewaltthätigkeiten zwischen Staaten oder beträchtlichen Theilen derselben; im Gegensatze des Friedens«. ¹⁴ Der historische Lexikograph gibt für dieses Wortverständnis, das noch heute geläufig ist, unter anderem folgende Beispiele: »Ein innerlicher, bürgerlicher Krieg, unter den Gliedern eines Staates. Der kleine Krieg, die Streifereyen der ausgeschickten Parteyen«. ¹⁵ Während hier also eine Art Bürgerkrieg *innerhalb* bestimmter Gemeinwesen als häufig auftretender Fall erscheint, was im thematischen Zusammenhang des Literaturkriegs genauso einschlägig ist wie die zweite Wortbedeutung im Sinne von »Streit«, begegnet bei Adelung auffallenderweise keine Unterscheidung zwischen ›offenen‹ und ›verdeckten‹ bzw. gleichsam unsichtbaren Kriegen – dafür war dieses Wörterbuch nicht

¹⁴ Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Zweiter Theil. Zweyte vermehrte u. verbesserte Ausgabe. Leipzig 1796, Sp. 1784f.

¹⁵ Ebd., Sp. 1785.

aktuell genug. Goethe hingegen war dieser Unterschied spätestens seit 1792 – also einigen Jahren vor der Niederschrift der *Xenien* – bekannt.

Was er mit seiner Aufforderung einer ›offenen‹ Streit- oder Kriegsführung im Sinn gehabt haben mag, wird dann deutlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, was das Gegenteil davon gewesen ist: eben ein ›verborgener‹, unsichtbarer Krieg, wie er ihn selbst im Rahmen des Ersten Koalitionskriegs 1792/93 zwischen dem preußischen Kontingent der antifranzösischen Koalition und der französischen Revolutionsarmee kennengelernt hat. So begann seiner Darstellung zufolge die entscheidende Begebenheit dieses Krieges, die Kanonade von Valmy, mit dem hoffnungsfrohen Aufbruch der antirevolutionären deutschen Armee, wie Goethe aus dem historischen Abstand von 1819 bis 1822 berichtet: »Die Unsrigen brannten vor Begierde auf die Franzosen loszugehen, Offiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch, der Feldherr möge in diesem Augenblicke angreifen; auch unser heftiges Vordringen schien darauf hinzudeuten« (MA 14, S. 380). Die euphorische Stimmung der Soldaten erwies sich allerdings als voreilig, denn die Ankunft neuer Truppen auf der gegnerischen Seite sowie die Vereinigung der französischen Generäle Kellermann und Dumouriez sollte die Situation grundlegend ändern: »Kellermann hatte sich zu vorteilhaft gestellt und nun begann die Kanonade [...], deren augenblickliche Gewaltsamkeit [...] man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann« (MA 14, S. 380). Wie man sich diese »augenblickliche Gewaltsamkeit« konkret vorzustellen hat, deutet Goethe in der Folge an, indem er die unbequeme Situation schildert, in die sich sein Truppenteil gebracht hatte:

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage, Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen wo sie herkommen konnten; wir avancierten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Front, und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Escadron nieder, zum Glück nicht ricochetierend, in den weichen Boden hineingewühlt; Kot aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß [...]. (MA 14, S. 380f.)

Angesichts der völlig unklaren Herkunft des schweren feindlichen Beschusses, der zunächst wie ein versehentliches ›friendly fire‹ wirkt, geraten sämtliche vermeintliche Sicherheiten ins Wanken: Die Ursachen der verheerenden Wirkungen sind nicht zu erkennen. Der herumfliegende Dreck und die von ihm beschmutzte Kavallerie vermitteln dem teilnehmenden Beobachter eine Anschauung von der zerstörerischen Kraft der Waffenwirkung – und generell von den unerfreulichen Aspekten und Begleiterscheinungen des Krieges als »bedenkliche[m] Zustand«, »in den wir uns eingelassen hatten« (MA 14, S. 382). Die Naivität des morgendlichen Kriegsgeschreis wird dabei ebenso offensichtlich wie die andauernde Gefährlichkeit des feindlichen Beschusses, der zugleich eine höchst unangenehme akustische Unterma- lung generell unerfreulicher und auch vollkommen nutzloser Begebnisse darstellte:

Von jeder Seite wurden [...] zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen. [...] [M]an